

In einer anderen Welt

Jo Walton

In
einer
anderen
Welt

Jo Walton

Deutsch von Hannes Riffel

Impressum

Among Others

Die Originalausgabe erschien 2010 bei TOR Books in New York.

Hinweis zur Übersetzung:

Sofern eine – nicht völlig abseitige – deutsche Ausgabe eines in diesem Roman genannten Textes vorliegt, wird auf deren Titel zurückgegriffen (und daraus zitiert); ansonsten bleiben die englischsprachigen Originaltitel stehen, was auf den ersten Blick etwas gewöhnungsbedürftig sein mag, es aber interessierten Lesern ermöglicht, die jeweiligen Bücher aufzufinden.

Eine Liste der in *In einer anderen Welt* genannten Bücher hat die Autorin in ihrem LiveJournal unter <http://papersky.livejournal.com/509278.html#cutid1> zur Verfügung gestellt. Diese Liste ist, ergänzt um die Angaben zu deutschsprachigen Ausgaben, auf der Internetseite des Golkonda Verlages zugänglich (unter »Jo Walton«).

Übersetzer und Verlag danken Christian Pree für seine äußerst nützliche *Bibliographie deutschsprachiger Science Fiction-Stories und Bücher* (<http://www.chpr.at/sfstory.html>).

© 2010 by Jo Walton
Mit freundlicher Genehmigung der Autorin

© dieser Ausgabe 2013 by Golkonda Verlag GmbH

© der Übersetzung 2013 by Hannes Riffel

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Simone Heller

Korrektur: Robert Schekulin

Gestaltung: s.BENeš [www.benswerk.de]

Umschlaggestaltung unter Verwendung des Bildes »Amon

Sûl« von Maxim Kartashev

E-Book-Erstellung: Hardy Kettlitz

Golkonda Verlag

Charlottenstraße 36

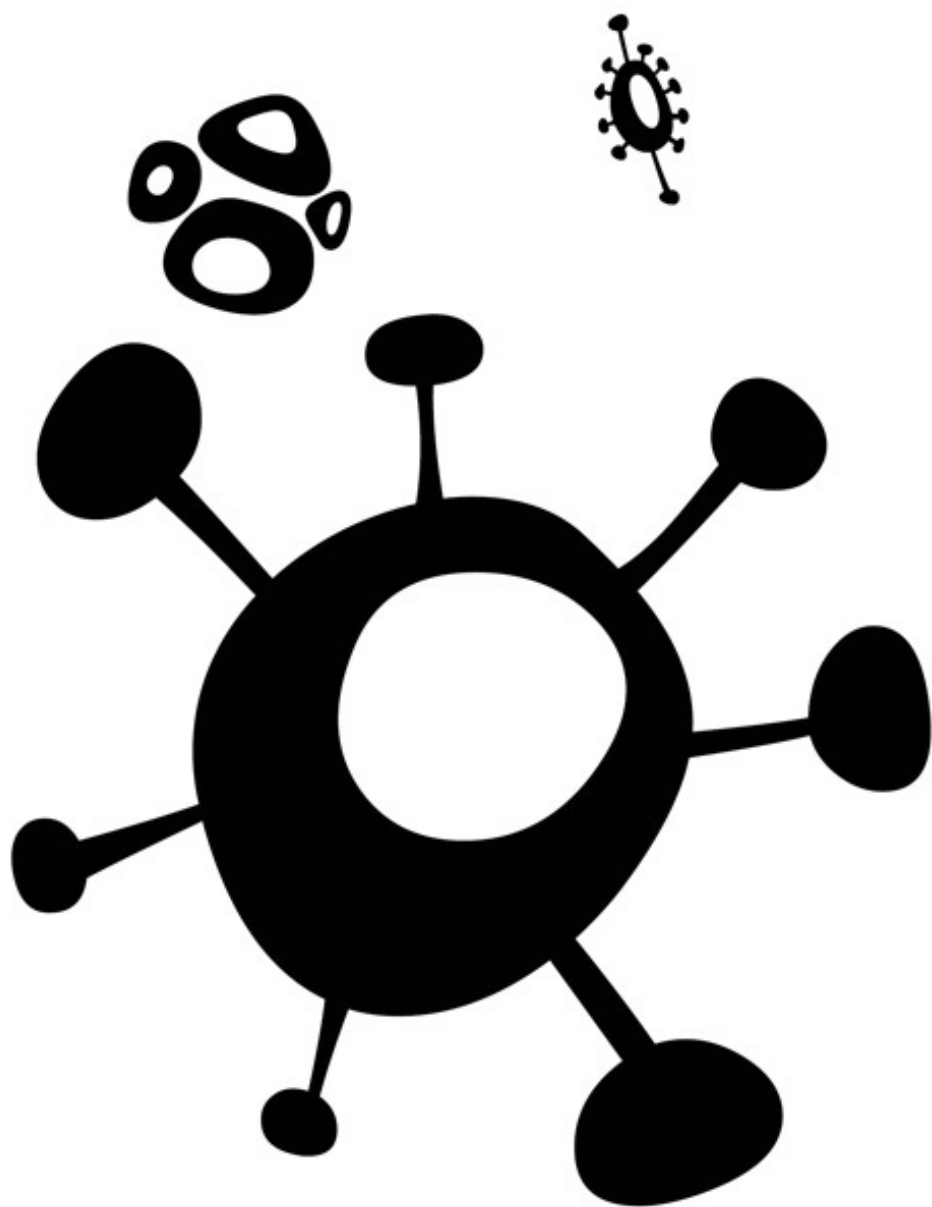
12683 Berlin

golkonda@gmx.de

www.golkonda-verlag.de

ISBN: 978-3-942396-75-2 (gedruckte
Ausgabe)

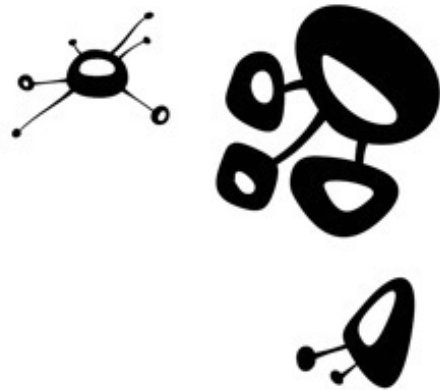
ISBN: 978-3-942396-76-9 (E-Book)



Dieses Buch ist für die Bibliotheken auf
dieser Welt

und für die Bibliothekare, die dort Tag für Tag
sitzen

und den Menschen Bücher ausleihen.



Danksagung und Anmerkungen

Ich möchte Tante Jane danken, die es als gegeben hingenommen hat, dass ich Schriftstellerin werde, und ihrer Tochter Sue (Ashwell), die mir den *Hobbit* und Le Guins *Erdsee*-Trilogie in die Hand gedrückt hat. Außerdem bin ich Mrs Morris dankbar, meiner Walisisch-Lehrerin, die sich dreißig Jahre lang um mich Sorgen gemacht hat.

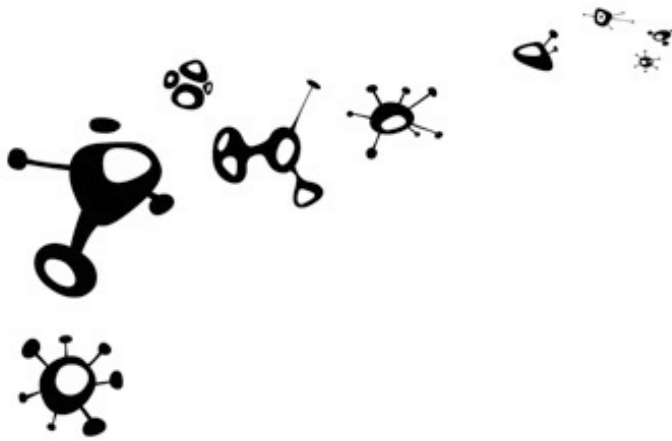
Marcy Lace und Patrick Nielsen Hayden haben mich ermutigt, während ich dieses Buch geschrieben habe. Meine LiveJournal-Brieffreunde haben mich immer wieder mit den verschiedensten wertvollen Informationen versorgt, vor allem Mike Scott, ohne den das alles unmöglich gewesen wäre. Manche Leute beschäftigen Vollzeit-Rechercheassistenten, die nicht so schnell und wohlinformiert sind. Vielen Dank, Mike.

Emmet O'Brien und Sasha Walton und, ziemlich oft, Alexandra Whitebean haben es mit mir ausgehalten, während ich geschrieben habe. Alter Reiss hat mir ein DOS-Laptop gekauft, damit ich weiterschreiben konnte, und Janet M. Kegg hat mich mit den nötigen Batterien versorgt. Mein Nachbar René Walling hat einen Titel für

dieses Buch gefunden. Meine Freunde sind die allerbesten. Ehrlich.

Louise Mallory, Caroline-Isabelle Caron, David Dyer-Bennett, Farah Mendlesohn, Edward James, Mike Scott, Janet Kegg, David Goldfarb, Rivka Wald, Sherwood Smith, Sylvia Rachel Hunter und Beth Meacham haben dieses Buch gelesen, als es fertig war, und haben nützliche Anmerkungen dazu gemacht. Liz Gorinsky und die fleißigen PR-Leute bei TOR kümmern sich immer wunderbar um meine Bücher und sorgen dafür, dass sie ihre Leser finden.

Es heißt immer, man solle über etwas schreiben, womit man vertraut ist, aber ich musste feststellen, dass das weit schwieriger ist, als sich etwas auszudenken. Es ist einfacher, sich über eine vergangene Zeit zu informieren als über das eigene Leben, und es ist viel leichter, sich mit Dingen auseinanderzusetzen, die einem emotional nicht so nahegehen. Deshalb werden Sie feststellen, dass es in Wales keine Valleys gibt, keine ausgebeuteten Kohlebergwerke und keine roten Busse; ein Jahr wie 1979 hat es nie gegeben, niemand war je fünfzehn Jahre alt, und auch ein Planet namens Erde existiert nicht. Die Feen allerdings, die sind real.



Er' perrehnne.

Ursula K. Le Guin, *Die Geißel des Himmels*

*Wenn Sie ihrem jüngeren Ich einen einzigen
Rat geben könnten, wie würde dieser lauten,
und für welches Alter wäre er bestimmt?*

Für jedes Alter zwischen 10 und 25:

Es wird besser. Ehrlich. Da draußen gibt es
wirklich Menschen, die du mögen wirst und
die dich mögen werden.

Farah Mendlesohn, LiveJournal, 23. Mai 2008



Donnerstag, 1. Mai 1975

Im Umkreis von drei Kilometern um die Phurnacite-Fabrik waren alle Bäume abgestorben. Das hatten wir mit dem Kilometerzähler nachgemessen. Die Fabrik sah aus wie etwas aus den tiefsten Tiefen der Hölle, schwarz mit himmelwärts lodernden Flammenschloten, die sich in einem dunklen Teich spiegelten. Alle Vögel und alle anderen Tiere, die aus diesem Teich tranken, starben kurz darauf. Der Geruch war unbeschreiblich. Wenn wir daran vorbeifahren mussten, kurbelten wir die Autofenster immer so weit hoch wie möglich und versuchten, den Atem anzuhalten, aber Opa sagte, so lange kann niemand den Atem anhalten, und er hatte recht. Es roch nach Schwefel, einer Chemikalie, die, wie jedermann weiß, direkt aus der Hölle stammt, und nach anderen, noch schlimmeren Sachen – nach namenlosen heißen Metallen und faulen Eiern.

Meine Schwester und ich nannten die Fabrik »Mordor«, und bisher waren wir noch nie alleine dort gewesen. Wir waren zehn Jahre alt. Doch obwohl wir schon so groß waren, fassten wir uns, sobald wir aus dem Bus gestiegen waren und hinüberschauten, an den Händen.

Der Abend dämmerte bereits, und je näher wir der Fabrik kamen, umso schwärzer und schrecklicher ragte sie vor uns auf. Sechs der Schornsteine spuckten Feuer, aus vier weiteren quoll widerlicher Rauch.

»Das kann nur ein Werk des Feindes sein«, murmelte ich.

Mor wollte nicht mitspielen. »Bist du sicher, dass das klappt?«

»Die Feen waren sich sicher«, sagte ich so beschwichtigend wie möglich.

»Ich weiß, aber manchmal frage ich mich, wie viel sie von der realen Welt verstehen.«

»Ihre Welt ist real«, widersprach ich. »Nur eben auf andere Weise. Aus einer anderen Perspektive.«

»Ja.« Ihr Blick war noch immer wie gebannt auf die Fabrik gerichtet. »Aber ich weiß nicht, wie viel sie von der Perspektive der alltäglichen Welt verstehen. Und in dieser Welt befinden wir uns jetzt. Die Bäume sind tot. Hier gibt es weit und breit keine Feen.«

»Deshalb sind wir ja hier«, sagte ich.

Wir kamen an einen Zaun, der aus drei dünnen Drähten bestand, der oberste mit Stacheln. Auf einem Schild, das daran hing, stand: *Zutritt für Unbefugte verboten. Vorsicht vor den Wachhunden.* Das Tor befand sich auf der anderen Seite des Geländes.

»Sind da Hunde drin?«, fragte Mor. Sie hatte Angst vor Hunden, und Hunde wussten das. Mit mir spielten sie immer ganz fröhlich und ausgelassen, aber bei ihr sträubte sich ihnen das Nackenfell. Meine Mutter sagte, so könnten uns die Leute wenigstens auseinanderhalten. Womit sie recht gehabt hätte, wäre – und das war typisch für sie – diese Methode nicht so entsetzlich böse und außerdem furchtbar unpraktisch gewesen.

»Nein«, sagte ich.

»Woher willst du das wissen?«

»Wenn wir jetzt umkehren, nachdem wir uns solche Mühe gemacht haben und schon so weit gekommen sind, war alles umsonst. Außerdem ist das eine Quest, und du

kannst nicht einfach eine Quest aufgeben, weil du Angst vor Hunden hast. Ich weiß nicht, was die Feen dazu sagen würden. Denk doch mal, was Leute, die sich auf eine Quest begeben, alles erdulden müssen.« Ich wusste, dass ich mir umsonst den Mund fusselig redete. Während ich sprach, starrte ich mit zusammengekniffenen Augen in die aufziehende Finsternis. Mor umklammerte meine Hand noch fester. »Außerdem sind Hunde auch Tiere. Selbst ausgebildete Wachhunde würden das Wasser trinken, und dann würden sie sterben. Wenn es da wirklich Hunde gäbe, lägen wenigstens ein paar Hundekadaver neben dem Teich, und ich sehe keine. Die bluffen nur.«

Wir krochen unter dem Zaum hindurch, wobei wir ihn abwechselnd hochhielten. Der stille Teich schien aus beschlagenem Zinn zu bestehen; die Flammen, die über den Schornsteinen zitterten, spiegelten sich darin. In den Fensteröffnungen der Fabrik brannte Licht – das Licht, bei dem die Nachtschicht arbeitete.

Hier gab es keinerlei Vegetation mehr, nicht einmal tote Bäume. Klinker und Schlacke knirschten unter unseren Füßen, und wir mussten aufpassen, dass wir nicht umknickten. Offenbar gab es hier außer uns nichts Lebendiges. Die Fenster, die auf dem gegenüberliegenden Hügel wie Sterne leuchteten, schienen unfassbar weit weg zu sein. Eine Klassenkameradin von uns wohnte dort, und als wir sie einmal besucht hatten, war uns gleich der Geruch aufgefallen, selbst im Haus. Ihr Vater arbeitete in der Fabrik. Ob er jetzt wohl hier war?

Am Rand des Teichs blieben wir stehen. Seine Oberfläche war spiegelglatt, nicht die kleinste Welle kräuselte sich am Ufer. Ich kramte in meiner Hosentasche nach der magischen Blume. »Hast du deine?«, fragte ich.

»Sie ist ein bisschen zerdrückt«, erwiderte sie und fischte sie heraus. Ich betrachtete beide. Meine sah auch

nicht viel besser aus. Da standen wir nun mitten auf dem verwüsteten Gelände an dem toten Teich, in der Hand ein paar Gauchheilblüten, die, so hatten uns die Feen erklärt, die Fabrik zerstören würden. Unser Plan war mir noch nie so kindisch und dumm erschienen.

Mir fiel nichts Passendes ein, was ich hätte sagen können. »Also gut – un, dai, tri!«, flüsterte ich, und bei drei warfen wir die Blumen in den bleiernen Teich. Sie gingen unter, und im nächsten Moment war das Wasser wieder spiegelglatt. Nichts geschah. Dann bellte irgendwo weit weg ein Hund, und Mor drehte sich um und rannte los. Ich hetzte ihr nach.

»Da ist gar nichts passiert«, sagte sie, als wir die Straße erreicht hatten. Wir hatten die Strecke in einem Viertel der Zeit zurückgelegt, die wir auf dem Hinweg gebraucht hatten.

»Was hast du erwartet?«

»Dass die Fabrik in sich zusammenfällt und ein heiliger Ort wird«, erwiderte sie, als wäre das die normalste Sache der Welt. »Entweder das, oder ein paar Huorns.«

An die Huorns hatte ich überhaupt nicht mehr gedacht, und ich trauerte ihnen wirklich nach. »Ich dachte, die Blüten würden sich auflösen, und dann würden sich kreisförmig Wellen ausbreiten, und die Fabrik würde einstürzen, und die Bäume und der Efeu würden vor unseren Augen die Trümmer überwuchern, und aus dem Wasser würde wieder richtiges Wasser, und ein Vogel würde daraus trinken, und dann würden die Feen kommen und sich dort niederlassen.«

»Aber es ist überhaupt nichts passiert«, erwiderte sie mit einem Seufzer. »Wir müssen ihnen morgen sagen, dass es nicht geklappt hat. Komm jetzt – laufen wir nach Hause, oder warten wir auf den Bus?«

Aber es hatte geklappt. Am nächsten Tag lautete die Schlagzeile im *Aberdare Leader*: »Phurnacite-Fabrik schließt: Tausende werden arbeitslos.«

Diese Episode erzähle ich am Anfang, weil sie kurz und bündig ist, und außerdem hat sie Hand und Fuß, während sich das, was nun folgt, nicht so leicht erklären lässt.

Halten Sie das, was ich hier schreibe, ruhig für meine Memoiren. Für Memoiren, die später – zum Entsetzen aller Leser – angezweifelt werden, weil der Verfasser gelogen hat und sich herausstellt, dass er eine andere Hautfarbe und ein anderes Geschlecht hat, dass er einer anderen Schicht und einer anderen Konfession angehört, als ursprünglich behauptet. Allerdings habe ich genau das entgegengesetzte Problem. Ich muss mich anstrengen, nicht zu normal zu klingen. Geschichten sind nett. Geschichten erlauben einem, auszuwählen und zu vereinfachen. Das hier ist keine nette Geschichte, und es ist auch keine einfache Geschichte. Aber es kommen Feen darin vor, Sie können sie also ruhig für ein Märchen halten. Sie werden sie sowieso nicht glauben.

**Streng
vertraulich.**

**Dies ist
KEIN
Vokabelheft!**

Et haec, olim,
meminisse iuvabit!
Vergil, Aeneis



Mittwoch, 5. September 1979

»Du wirst sehen«, sagten sie, »auf dem Land fühlst du dich ganz bestimmt schrecklich wohl. Wo es doch bei euch so ... so viele Fabriken hat. Die Schule liegt mitten im Grünen – da gibt es Kühe und Gras und gesunde Luft.« Sie wollten mich loswerden. Und was war dafür besser geeignet als ein Internat? Dann konnten sie so tun, als gäbe es mich überhaupt nicht. Sie schauten mich nie direkt an. Sie schauten an mir vorbei oder kniffen die Augen zusammen. Ich gehörte nicht zu der Sorte Verwandtschaft, mit der sie sich, wenn es nach ihnen gegangen wäre, abgegeben hätten. *Er* sah mich vielleicht manchmal an, ich weiß es nicht. Ich konnte ihm nicht in die Augen blicken. Ich schaute immer mal wieder kurz zu ihm hinüber, aber mehr als sein Bart und seine Haarfarbe ist mir nicht im Gedächtnis geblieben. Sieht er mir ähnlich? Keine Ahnung.

Er hat drei ältere Schwestern. Drei! Bisher hatte ich nur Fotografien von ihnen gekannt. Da waren sie noch viel jünger gewesen, aber mit denselben Gesichtern wie heute; sie waren als Brautjungfern herausgeputzt gewesen, und meine Tante hatte neben ihnen so braun wie ein Ahornblatt ausgesehen. Auch meine Mutter war auf dem Bild gewesen, in ihrem grässlichen pinkfarbenen Hochzeitskleid (pink, weil es Dezember war und wir im Juni darauf geboren wurden – ganz schamlos war sie nicht), aber *er* nicht. Sie hatte ihn rausgerissen. Ich hatte noch nie ein Bild von ihm gesehen, nicht ein einziges. In dem Roman *Jane of Lantern Hill* von L. M. Montgomery erkennt ein Mädchen, dessen

Eltern geschieden waren, ihren Vater auf einem Bild in der Zeitung, ohne ihn jemals vorher gesehen zu haben. Nachdem wir das gelesen hatten, schauten wir uns einige Bilder an, aber sie sagten uns nichts. Wenn ich ehrlich bin, muss ich zugeben, dass wir meistens nicht groß an ihn dachten.

Selbst als ich in seinem Haus stand, war ich fast überrascht, dass es ihn gab, ihn und seine drei herrischen Halbschwestern, die von mir verlangten, dass ich Tante zu ihnen sagte. »Nicht Tantchen«, erklärten sie mir, »Tantchen klingt so gewöhnlich.« Also sagte ich Tante zu ihnen. Ich weiß, dass sie Anthea, Dorothy und Frederica heißen, wie ich überhaupt viele Dinge weiß, auch wenn manches davon gelogen ist. Nichts von dem, was meine Mutter mir erzählt hat, glaube ich wirklich, solange ich es nicht überprüft habe. Manche Dinge kann man jedoch nicht in Büchern nachschlagen. Außerdem nützt es mir nichts, dass ich ihre Namen kenne, denn ich kann sie nicht auseinanderhalten, also sage ich einfach nur Tante zu ihnen. Sie sagen äußerst förmlich »Morwenna« zu mir.

»Arlinghurst ist eine der besten Mädchenschulen im ganzen Land«, erklärte eine von ihnen.

»Wir waren alle dort«, pflichtete eine andere bei.

»Und es war wirklich prima«, schloss die dritte. Es scheint eine Angewohnheit von ihnen zu sein, abwechselnd zu sprechen.

Und ich? Ich stand einfach nur vor dem kalten Kamin, schaute unter meinen Ponyfransen hervor und stützte mich auf meinen Stock. Der ebenfalls zu den Dingen gehörte, die sie nicht sehen wollten. Als ich aus dem Wagen ausgestiegen war, hatten sie mich mitleidig gemustert. Das kann ich nicht ausstehen. Ich hätte mich gerne hingesetzt, aber ich wollte nicht darum bitten. Inzwischen kann ich auch viel besser stehen. Ich werde wieder gesund, ganz

gleich, was die Ärzte sagen. Manchmal sehne ich mich so sehr danach zu rennen, dass mir alles wehtut, nicht nur das Bein.

Ich wandte mich um und betrachtete den Kamin – irgendwie musste ich mich ja ablenken. Er war aus Marmor, mit zahlreichen Ornamenten geschmückt, und einige herbstliche Birkenzweige waren kunstvoll darin arrangiert. Alles war sehr sauber, aber nicht besonders gemütlich. »Deine Uniformen besorgen wir dir gleich heute in Shrewsbury, und morgen fahren wir dich hin«, sagten sie. Morgen. Sie konnten es wirklich nicht erwarten, mich loszuwerden, mich und meinen hässlichen walisischen Akzent und mein Hinken. Schlimm genug, dass es mich überhaupt gab! Ich wollte auch ganz bestimmt nicht hier sein. Das Problem ist nur, dass ich nirgendwo anders hin kann. Bevor du sechzehn bist, erlauben sie dir nicht, alleine zu wohnen. Das habe ich im Heim herausgefunden. Außerdem ist er wirklich mein Vater, obwohl ich ihn noch nie zuvor gesehen habe. Und in gewisser Hinsicht sind diese Frauen auch meine Tanten. Wenn ich daran denke, fühle ich mich gleich noch viel einsamer. Ich bin so weit weg von zu Hause, und ich vermisse meine richtige Familie – meine Familie, die mich im Stich gelassen hat.

Und dann sind wir einkaufen gegangen, den lieben langen Tag. Die drei Tanten und ich, aber ohne meinen Vater. Ich wusste nicht, ob ich deswegen froh oder traurig sein sollte. Die Arlinghurst-Uniform musste man in einem speziellen Laden kaufen, wie damals meine Uniform fürs Gymnasium. Was waren wir stolz gewesen, als wir die Aufnahmeprüfung bestanden. »Die Elite der Valleys« haben sie uns genannt. Das ist jetzt alles vorbei, und stattdessen werde ich gezwungen, auf dieses piekfeine Internat zu gehen, wo sie die merkwürdigsten Dinge von einem verlangen. Eine der Tanten hatte eine Liste dabei, und wir

kauften alles, was darauf stand. Am Geld sparten sie jedenfalls nicht. So viel hatte noch nie jemand für mich ausgegeben. Schade, dass alles so scheußlich ist. Auch jede Menge Sportausrüstung war dabei. Ich wies sie nicht darauf hin, dass ich davon so bald nichts anziehen würde. Wenn überhaupt. Diesen Gedanken verdrängte ich lieber. Wir waren meine ganze Kindheit hindurch gerannt. Wir hatten Wettläufe gewonnen. In der Schule waren wir meistens gegeneinander angetreten und hatten das übrige Feld weit hinter uns gelassen. Opa hatte von den Olympischen Spielen gesprochen, und auch wenn er nur geträumt hatte, hatte er sie doch immerhin erwähnt. Bei den Olympischen Spielen seien noch nie Zwillinge angetreten, hatte er gesagt.

Als die Schuhe an der Reihe waren, gab es ein Problem. Ich ließ sie Hockeyschuhe und Laufschuhe und Turnschuhe kaufen, denn die konnte ich anziehen oder auch nicht. Aber als die Uniformschuhe an der Reihe waren, für den Alltag, musste ich sie bremsen. »Ich habe spezielle Schuhe«, erklärte ich, ohne sie anzuschauen. »Mit Spezialsohlen. Sie müssen extra angefertigt werden, von einem Orthopäden. Ich kann sie nicht einfach kaufen.«

Die Verkäuferin bestätigte, dass wir solche Schuhe nicht einfach passend zur Uniform kaufen konnten. Sie hielt einen der Schulschuhe in die Höhe. Er war hässlich und unterschied sich nicht allzu sehr von den klumpigen Schuhen, die ich trage. »Könntest du in diesen hier laufen?«, fragte mich eine der Tanten.

Ich nahm den Schuh in die Hand und betrachtete ihn eingehend. »Nein«, erwiderte ich dann und drehte ihn um. »Er hat einen Absatz.« Dagegen ließ sich nichts einwenden, auch wenn die Schule wahrscheinlich nicht glaubt, dass ein Mädchen, das etwas auf sich hält, einen Schuh mit einem niedrigeren Absatz tragen würde.

Es war nicht ihre Absicht, mich vollends zu demütigen, während sie sich wie die Glucken über die Schuhe und über mich und meine maßgefertigten Schuhsohlen beugten. Das musste ich mir immer wieder ins Gedächtnis rufen, während ich wie ein Klotz dastand, ein gequältes Lächeln auf den Lippen. Sie hätten mich gerne gefragt, was mit meinem Bein nicht in Ordnung war, aber ich schaute sie stur an, und sie trauten sich nicht. Das munterte mich wieder ein wenig auf. Schließlich beließen sie es dabei und erklärten, dass die Schule das wohl oder übel würde verstehen müssen. »Meine Schuhe sind ja auch nicht gerade rot und glamourös«, sagte ich.

Das war ein Fehler, denn daraufhin starrten sie alle meine Schuhe an. Es sind Krüppelschuhe. Bei Krüppelschuhen für Damen gibt es keine große Auswahl – man kauft sie entweder in Braun oder in Schwarz. Meine sind schwarz. Mein Gehstock ist aus Holz. Früher hat er mal Opa gehört, der immer noch am Leben ist, im Krankenhaus liegt und sich bemüht, wieder gesund zu werden. Wenn er wieder gesund wird, darf ich vielleicht nach Hause zurück. Alles in allem ist das eher unwahrscheinlich, aber es ist meine einzige Hoffnung. Am Reißverschluss meiner Strickjacke baumelt mein hölzerner Schlüsselring. Er ist aus einer Baumscheibe geschnitzt, mit Rinde und allem. Er stammt aus Pembrokeshire. Ich hatte ihn schon ... na ja, vorher. Ich berührte ihn, in etwa so, wie wenn man auf Holz klopft, und sah, dass sie die Geste bemerkt hatten. Ich sah, was sie sahen – einen sonderbaren, launischen verkrüppelten Teenager mit einem schmutzigen Stück Holz. Was sie stattdessen hätten sehen sollen, sind zwei strahlend selbstbewusste Kinder. Ich weiß, was passiert ist, aber sie nicht, und sie würden es auch nie verstehen.

»Ihr seid sehr englisch«, sagte ich.

Sie lächelten. Wo ich herkomme, ist »Saes« eine Beleidigung, eine Provokation – das Schlimmste, was man zu jemandem sagen kann. Es bedeutet »englisch«. Aber jetzt bin ich in England.

Wir aßen an einem Tisch zu Abend, der für sechzehn Gäste klein gewesen wäre. Doch das fünfte Gedeck, das für mich aufgelegt worden war, wirkte irgendwie fehl am Platze. Alles passte zusammen, die Tischsets, die Servietten, die Teller. Ganz anders als bei uns daheim. Das Essen war erwartungsgemäß schauderhaft – zähes Fleisch, wässrige Kartoffeln und irgendso ein grünes, längliches Gemüse, das nach Gras schmeckt. Die Leute haben mir mein Leben lang erzählt, wie furchtbar englisches Essen ist, und es ist beruhigend, dass sie recht haben. Bei Tisch wurde über Internate gesprochen, denn sie sind alle auf eins gegangen. Mir war nichts davon neu. Schließlich habe ich die *Greyfriars*-Serie, alle *Dolly*-Bücher und sämtliche Werke von Angela Brazil gelesen.

Nach dem Abendessen bat *er* mich in sein Arbeitszimmer. Die Tanten wirkten davon nicht allzu begeistert, aber sie sagten nichts. Das Arbeitszimmer war eine Riesenüberraschung, denn es ist mit Büchern vollgestopft. Eigentlich hatte ich elegante alte Lederausgaben von Dickens, Trollope und Hardy erwartet (Oma liebte Hardy), aber stattdessen sind die Regale gerammelt voll mit Taschenbüchern, das meiste davon SF. Zum ersten Mal, seit ich das Haus betreten hatte, seit ich ihm gegenüberstand, entspannte ich mich ein wenig. Wenn es hier Bücher gab, würde vielleicht nicht alles so schlimm sein.

In dem Zimmer gab es noch andere Dinge – Stühle, einen Kamin, ein Tablett mit Gläsern, einen Plattenspieler –, aber das ignorierte ich und lief, so schnell und unbeholfen mir das möglich war, zu dem SF-Regal.

Da standen eine Menge Bücher von Poul Anderson, die ich noch nicht gelesen hatte. Quer über dem Buchstaben A lag *Die Suche der Drachen*, offenbar eine Fortsetzung von »Die Drachenkönigin«, einer längeren Erzählung, die ich in einer Anthologie gelesen hatte. Auf dem Regal darunter entdeckte ich einen John Brunner, den ich noch nicht kannte. Noch besser – zwei John Brunner, nein, drei John Brunner, die ich noch nicht kannte. Mir schossen die Tränen in die Augen.

Den Sommer hatte ich fast ohne Bücher verbracht, denn ich besaß nur das, was ich mitgenommen hatte, als ich von Zuhause weggelaufen war – die dreibändige Taschenbuchausgabe von *Der Herr der Ringe* natürlich; *Die zwölf Striche der Windrose* von Ursula Le Guin, für mich die beste Storysammlung aller Zeiten; außerdem war ich damals gerade mittendrin in John Boyds *Der Überläufer*, das mir aber inzwischen nicht mehr so gut gefiel. Ich hatte *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl* von Judith Kerr gelesen, aber nicht mitgenommen, und wenn ich daran dachte, dass Anna ihr geliebtes rosa Kaninchen zurückgelassen und stattdessen ein neues Spielzeug mitgenommen hatte, als ihre Familie das Dritte Reich verließ, wurde mir ganz unwohl, wann immer ich den Boyd anschaute.

»Kann ich ...«, wollte ich fragen.

»Du kannst dir jedes Buch ausleihen, das du möchtest, wenn du darauf achtgibst und es wieder zurückbringst«, sagte er. Ich schnappte mir einen Anderson, den McCaffrey, die Brunners. »Was hast du da?«, fragte er. Ich drehte mich um und zeigte es ihm. Wir sahen beide die Bücher an, nicht einander.

»Hast du das erste davon gelesen?«, fragte er und deutete auf den McCaffrey.

»Aus der Bibliothek«, sagte ich. Ich habe die ganze Science-Fiction- und Fantasy-Sammlung in der Bibliothek von Aberdare verschlungen, von Andersons *Im Dienst der Erde* bis zu Roger Zelaznys *Götter aus Licht und Dunkelheit*, ein seltsames Buch, über das ich mir noch immer nicht ganz im Klaren bin.

»Hast du irgendetwas von Delany gelesen?«, fragte er. Er schenkte sich einen Whisky ein und trank einen Schluck. Es roch seltsam, abscheulich.

Ich schüttelte den Kopf. Er reichte mir einen Ace-Doppelband, der zur Hälfte aus *Imperiums-Stern* von Samuel R. Delany bestand. Ich drehte das Buch um, weil ich wissen wollte, was die andere Hälfte zu bieten hatte, aber er ließ ein missbilligendes »Ts-ts-ts« hören, und daraufhin sah ich ihn tatsächlich an.

»Die andere Hälfte ist Mist«, sagte er abfällig und drückte mit viel zu viel Kraft seine Zigarette aus. »Wie steht's mit Vonnegut?«

»Alles«, sagte ich selbstsicher.

»*Katzenwiege?*«

»*Frühstück für starke Männer, Geh zurück zu deiner lieben Frau und deinem Sohn ...*« Ich spulte die Titel herunter. Er lächelte sichtlich erfreut. Lesen war mir stets ein Trost gewesen, und ich war geradezu süchtig nach Büchern, aber bisher hatte das noch niemanden gefreut.

»Und *Die Sirenen des Titan?*«, fragte er, als ich fertig war.

Ich schüttelte den Kopf. »Davon habe ich noch nie gehört!«

Er stellte sein Glas ab, bückte sich, zog ohne lange zu suchen das Buch heraus und legte es auf meinen Stapel. »Und Zenna Henderson?«

»*Wo ist unsere Welt?*«, hauchte ich. Das Buch hatte wirklich zu mir gesprochen. Ich liebe es. Niemand sonst,

den ich kenne, hat es gelesen. Ich hatte es nicht aus der Bibliothek. Meine Mutter besaß eine amerikanische Ausgabe mit einem Loch im Einband. Ich glaube nicht, dass es eine britische Ausgabe gibt. Henderson stand nicht im Bibliothekskatalog. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass er sie, wenn er mein Vater ist, was er in gewissem Sinne auch ist, vor langer Zeit *gekannt* hat. Er hat sie geheiratet. Er hatte die Fortsetzung von *Wo ist unsere Welt?* und zwei Sammelbände mit Erzählungen. Ich nahm sie, wobei ich nicht wusste, was ich von ihm halten sollte. Der Bücherstapel rutschte mir fast aus der Hand. Ich schob alles in meine Tasche, die mir über der Schulter hing, wie immer.

»Ich glaube, ich gehe jetzt ins Bett und lese«, sagte ich.

Er lächelte. Er hatte ein nettes Lächeln, ganz anders als wir. Zeit meines Lebens war mir erzählt worden, dass wir ihm ähnlich sehen, aber ich finde das nicht. Wenn er Lazarus Long ist, und wir Laz und Lor sind, dann müsste ich mich doch in ihm wiedererkennen. Aus unserer Familie haben wir niemandem ähnlich gesehen; von der Augen- und Haarfarbe abgesehen, sehe ich allerdings auch keine Übereinstimmung zwischen ihm und uns. Aber das spielt keine Rolle. Ich habe Bücher, neue Bücher, und solange ich Bücher habe, kann ich alles ertragen.



Donnerstag, 6. September 1979

Mein Vater fuhr mich in die Schule. Auf dem Rücksitz ruhte ein schicker Koffer, den ich noch nie zuvor gesehen hatte und in dem sich, wie mir die Tanten versicherten, alle Uniformen befanden, ordentlich zusammengelegt natürlich. Daneben stand eine Ledertasche mit meinen Schulsachen. Beide waren nicht im Mindesten zerschrammt, also waren sie ganz neu. Bestimmt hatten sie ein Heidengeld gekostet. In meiner eigenen Tasche befand sich alles, womit ich weggelaufen war, und außerdem die Bücher, die ich mir ausgeliehen hatte. Ich hielt sie fest an mich gedrückt, auch als sie versuchten, sie mir wegzunehmen und hinten rein zu tun. Ich nickte ihnen zu, brachte jedoch keinen Ton heraus. Schon seltsam, dass es völlig unmöglich ist, diesen Leuten gegenüber irgendwelche Gefühle zu zeigen, geschweige denn in ihrer Anwesenheit zu weinen. Sie sind nicht meine Familie. Sie sind nicht wie meine Familie. Das klang wie die ersten Zeilen eines Gedichts, und ich hätte sie am liebsten in mein Notizbuch geschrieben. Ich stieg in den Wagen. Was sehr wehtat. Wenigstens hatte ich da genug Platz, um die Beine auszustrecken. Vordersitze sind besser als Rücksitze, das ist mir schon früher aufgefallen.

Ich brachte ein »Dankeschön« und ein »Auf Wiedersehen« zustande. Die Tanten küssten mich alle auf die Wange.

Mein Vater sah mich nicht an, während er fuhr, was bedeutete, dass ich ihn von der Seite anschauen konnte. Er rauchte, wobei er sich jede neue Zigarette an der Kippe der

vorherigen anzündete, genau wie sie. Ich kurbelte das Fenster herunter, wegen der frischen Luft. Ich finde noch immer nicht, dass er uns irgendwie ähnlich sieht. Was nicht nur an dem Bart liegt. Ich fragte mich, was Mor von ihm gehalten hätte, und verdrängte den Gedanken, so gut es ging. Nach einer Weile sagte er zwischen zwei Zügen: »Ich habe dich als ›Markova‹ angemeldet.«

So heißt er. Daniel Markova. Das habe ich schon immer gewusst. Dieser Name steht auch in meiner Geburtsurkunde. Er war mit meiner Mutter verheiratet. Sie heißt auch so. Aber ich habe den Namen nie verwendet. Mein Nachname lautet Phelps, und so wurde ich auch in der Schule genannt. Phelps bedeutet etwas, zumindest in Aberdare – meine Großeltern, meine Familie. Mrs Markova dagegen, das ist die Verrückte, meine Mutter. Aber in Arlinghurst spielt das bestimmt keine Rolle.

»Morwenna Markova ist ein ziemlicher Zungenbrecher«, brummte ich nach einer ganzen Weile.

Er lachte. »Das habe ich auch gesagt, als ihr auf die Welt kamt. Morwenna und Morganna.«

»Sie hat gesagt, du hättest die Namen ausgesucht«, entgegnete ich leise, während ich aus dem Fenster starrte. Felder, die aussahen wie Flickenteppiche, glitten an uns vorbei. Auf manchen standen noch die Stoppeln, andere waren bereits umgepflügt.

»Das ist wohl wahr«, sagte er. »Sie hatte eine Liste gemacht, und ich sollte entscheiden. Alle Namen waren sehr lang und sehr walisisch. Ich habe ihr erklärt, das wären alles rechte Zungenbrecher, aber sie hat gesagt, die Leute würden schon Kurzformen finden. Haben sie das?«

»Ja«, erwiderte ich, den Blick weiterhin abgewandt. »Mo oder Mor. Oder Mori.« Wenn ich einmal eine berühmte Dichterin bin, werde ich mich Mori Phelps nennen. Diesen Namen schreibe ich auch in meine Bücher. Ex libris Mori

Phelps. Und was hat Mori Phelps mit Morwenna Markova zu tun und mit ihrer neuen Schule? Eines Tages wirst du darüber lachen, redete ich mir ein. Du wirst zusammen mit Leuten darüber lachen, die so klug und kultiviert sind, wie ich mir das heute gar nicht vorstellen kann.

»Und deine Schwester, wurde sie Mog gerufen?«, fragte er.

Bisher hatte er sie noch mit keinem Wort erwähnt. Ich schüttelte den Kopf, bis mir bewusst wurde, dass er fuhr und mich nicht ansah. »Nein«, sagte ich. »Mo oder Mor, wie ich auch.«

»Aber wie haben sie euch auseinandergehalten?« Er sah immer noch nicht zu mir herüber, sondern zündete sich eine weitere Zigarette an.

»Gar nicht.« Ich lächelte in mich hinein.

»Macht es dir etwas aus, wenn du in der Schule Markova heißt?«

»Mir ist das gleichgültig. Außerdem zahlst du ja für alles.«

Er wandte sich zu mir um, nur ganz kurz, und schaute dann wieder geradeaus. »Meine Schwestern kommen für alles auf. Ich habe kein eigenes Geld, nur das, was sie mir zugestehen. Weißt du über meine familiäre Situation Bescheid?«

Was gab es da schon zu wissen? Ich wusste nichts über ihn, außer dass er Engländer war, weshalb ich mich im Sandkasten andauernd hatte prügeln müssen, und dass er mit neunzehn meine Mutter geheiratet hatte und zwei Jahre später weggelaufen war, während sie im Krankenhaus lag und noch ein Kind bekam, das gestorben ist, und zwar an dem Schock. »Nein«, sagte ich.

»Meine Mutter war mit einem Mann namens Charles Bartleby verheiratet. Er war ziemlich reich. Sie hatten drei Töchter. Dann brach der Krieg aus. 1940 ging er als Soldat

nach Frankreich, wo er gefangen genommen und in ein Lager gesteckt wurde. Meine Mutter ließ ihre drei kleinen Töchter bei ihrer Großmutter Bartleby in Old Hall, dem Haus, das wir gerade verlassen haben. Sie ging in der Kantine der RAF arbeiten, um ihren Anteil zur Verteidigung des Landes beizutragen. Dort lernte sie einen polnischen Luftwaffenoffizier namens Samuel Markova kennen und verliebte sich in ihn. Er war Jude. Ich wurde im März 1944 geboren. Im September 1944 wurde Bartleby aus dem Lager befreit und kehrte nach England zurück, wo er und meine Mutter sich scheiden ließen. Sie heiratete meinen Vater, der gerade erfahren hatte, dass seine ganze Familie in Polen ermordet worden war.«

Hatte er auch eine Frau und Kinder gehabt? Bestimmt. Ein polnischer Jude! Ich bin also zum Teil polnischer Abstammung. Und zum Teil eine Jüdin? Alles, was ich über das Judentum weiß, stammt aus *Lobgesang auf Leibowitz* und *Es stirbt in mir*. Na ja, und wohl auch aus der Bibel vermutlich.

»Meine Mutter hatte etwas eigenes Geld, aber nicht sehr viel. Nach dem Krieg hat mein Vater den Dienst bei der RAF quittiert und in einer Fabrik in Ironbridge gearbeitet. Bartleby hat sein Geld und sein Haus meinen Schwestern hinterlassen. Als ich dreizehn war, kam meine Mutter bei einem Unfall ums Leben. Meine Schwestern, die bereits erwachsen waren, kamen zu ihrer Beerdigung. Anthea machte den Vorschlag, die Kosten für meine Ausbildung zu übernehmen, und mein Vater willigte ein. Seither unterstützen sie mich. Wie du weißt, habe ich geheiratet, während ich noch auf der Universität war.«

»Was ist mit Bartleby?«, fragte ich. Er konnte nicht viel älter als mein Großvater gewesen sein.

»Er hat sich erschossen, als seine Töchter einundzwanzig wurden«, sagte er in einem Tonfall, der

keine weiteren Fragen zuließ.

»Und was ... was machst du?«

»Sie haben den Schlüssel zur Kasse, aber ich verwalte den Nachlass.« Er ließ die Zigarettenkippe in den Aschenbecher fallen, der bereits überquoll. »Sie zahlen mir ein Gehalt, und ich wohne im Haus. Alles sehr viktorianisch.«

»Wohnst du schon dort, seit du weggelaufen bist?«

»Ja.«

»Aber sie haben gesagt, sie wüssten nicht, wo du bist! Mein Großvater ist zu ihnen gefahren, den ganzen weiten Weg, und hat mit ihnen gesprochen.« Ich war empört.

»Sie haben gelogen.« Er hielt den Blick starr geradeaus gerichtet. »War es schlimm für dich, dass ich weggelaufen bin?«

»Ich bin auch vor ihr davongelaufen«, entgegnete ich, was keine Antwort auf seine Frage war, aber hinreichend zu sein schien.

»Ich wusste, dass eure Großeltern sich um euch kümmern würden.«

»Das haben sie. Deswegen hättest du dir keine Sorgen machen müssen.«

»Ah«, sagte er.

In dem Moment begriff ich, dass meine Anwesenheit in seinem Wagen ein einziger großer Vorwurf war. Zum einen war ich alleine gekommen, dabei hatte er Zwillinge im Stich gelassen. Zum anderen war ich verkrüppelt. Außerdem war ich hier, weil ich von Zuhause fortgerannt war. Ich hatte ihn um Hilfe bitten müssen – und was noch schlimmer war, ich hatte mich an den Sozialdienst wenden müssen, um ihn ausfindig zu machen. Ganz offensichtlich waren die Vorkehrungen, die er für uns getroffen hatte, alles andere als ausreichend gewesen. Dass ich jetzt, in diesem Moment hier war, führte ihm vor Augen, was für ein

miserabler Vater er war. Was ehrlich gesagt auch der Wahrheit entsprach. Meine Mutter mochte sein, wie sie war, aber man ließ einfach keine Kleinkinder im Stich – und schon gar nicht, wenn das bedeutete, dass sie dann ganz allein ihr ausgeliefert waren. Das war der Gipfel der Unverantwortlichkeit. Aber schließlich bin ich auch vor ihr weggelaufen.

»Anders hätte ich nicht aufwachsen wollen«, sagte ich. Meine Großeltern. Die Valleys. Meine Heimat. »Wirklich. Es war toll. Eine bessere Kindheit hätte ich gar nicht haben können.«

»Ich werde dich bald einmal zu meinem Vater mitnehmen. Vielleicht im Frühjahr.« Er setzte den Blinker, und wir bogen zwischen zwei sterbenden Ulmen hindurch in eine Einfahrt. Kies knirschte unter den Reifen. Wir waren in Arlinghurst angekommen.

Als Allererstes kam es zu einer Auseinandersetzung wegen des Chemieunterrichts. Arlinghurst ist in einem großen, eleganten Gebäude untergebracht, auf einem äußerst imposanten viktorianischen Anwesen. Aber es roch überall nach Schule – Kreide, gekochter Kohl, Desinfektionsmittel, Schweiß. Die Schulleiterin war höflich und kühl. Sie gestattete meinem Vater nicht zu rauchen, womit sie ihn gleich auf dem falschen Fuß erwischte. Ihre Stühle sind zu niedrig. Ich hatte Schwierigkeiten, von meinem aufzustehen. Aber all das hätte keine Rolle gespielt, wäre da nicht der Stundenplan gewesen, den sie mir überreichte. Erstens, jeden Tag drei Stunden Sport. Zweitens, Kunst und Religion sind Pflicht. Drittens, ich muss mich zwischen Chemie und Französisch oder Latein und Biologie entscheiden.

In *Piraten im Weltraum* schreibt Robert Heinlein, dass nur Geschichte, Sprachen und Naturwissenschaften es wert sind, studiert zu werden. Genau genommen fügt er